Nr. 15 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1909

Im Moor.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung.)

Kroninger lief erregt in seinem Amtszimmer hin und her, wütend über sich selbst, weil er keinen herzhaften Entschluß fassen konnte. Hatte er denn nicht ein' gutes Gewissen? Gab es auch nur einen einzigen Paragraphen im Strafgesetzbuch, der es verbot, eine Hypothek zum richtigen Termin zu kündigen und freundschaftliche Warnungen zu erlassen, um gemeinnützige Institute vor Schaden zu bewahren? Und dann, zum Teufel, warum mußte dieser Bauer in seiner unausstehlichen Hochnasigkeit ihn, den Amtsvorsteher, von dem Sofa mit den Messingknöpfen vertreiben?

Trotzdem . . .

Es war einfach ein Skandal, daß er mit diesen Dingen nie und niemals fertig wurde. Nahezu ein Dutzend Jahre würgte er nun schon daran, und wenn er meinte, sie seien tot und begraben, dann standen sie mit roten Wangen wieder auf und glotzten ihn an. Immer wieder biß und kratzte es unter der Hirnschale und legte sich mit dumpfem Druck auf die Brust. Und wenn ein Witterungswechsel ihn an den Schrotschuß mahnte, den sein Arm damals glücklicherweise aufgefangen hatte, dann erwachte in seinem Herzen merkwürdigerweise kein Zorn auf den Attentäter, sondern eine fast freudige Empfindung, wie sie gestraften, bußfertigen Sündern eigen sein mag. Dann versuchte er sich einzureden, daß sie eigentlich quitt seien, der Tote und er. Daß er, war er schon zu weit in seinem Haß gegangen, ja dafür gestraft sei. Daß er obendrein die größte Nachsicht gegen die Witwe des Gestorbenen geübt habe. Daß mit seiner Hilfe die Tochter vor dem Hinabsinken in die Schichten des ländlichen Proletariats bewahrt worden sei. Daß . . . o ja, da war noch dies und jenes, was er sich als Verdienst oder Buße anrechnen konnte. Und das alles war wirklich und wahr und keineswegs selbstbetrügerische Einbildung.

Trotzdem . . .

Er mochte die Schrotkörner aufs lebhafteste spüren, er mochte die von ihm geübten Wohltaten noch so groß und wichtig und lebendig sich vors Auge stellen — das Gefühl, die innerste, unbestechliche Empfindung hatte ihre eigene Logik, wie es schien. Eine Logik, die grundverschieden und unabhängig von der des Verstandes arbeitete. Und sie erzeugte jenes dumpfe, unbehagliche Druckgefühl, das ihm einen Schleier vor die Augen legte und ihm Sonne und Leben verfinsterte.

Wenn die düsteren, regnerischen Tage bleiern durch die Pappelallee heraufzogen, wenn die Wolken schwarz und schwer über dem trüben, braunen Moor hingen, dann ängstigte es ihn zuweilen mit fürchterlicher Hartnäckigkeit. Und es wich erst nach einem Liter heißen Weines. Aber auch wenn die Sonne groß und feurig und glänzend über dem blühenden, duftenden Moor emporstieg, wenn der taufrische Park wie besät von köstlichen Edelsteinen glänzte und die Akazien ihre goldenen Blütenbüschel über das eiserne Gitter hängen ließen, wenn er pfeifend und singend aus dem Bett gesprungen war und auf die kühle Veranda hinausging, um sich dort den Kaffee servieren zu lassen — auch dann stand es mitunter ganz plötzlich in erschreckender Deutlichkeit vor ihm. Oder hing vor ihm: dort, am Tor, und schaukelte so langsam und tot im Morgenwind . . .

Im Wandschrank stand eine Flasche mit Kognak. Kroninger hielt mit seinem Wandern inne und verzog das Gesicht in schmerzlicher Erinnerung. Er trank ein Glas und noch eins, atmete schwer dabei und stöhnte. Dann sah er nach der Uhr. Bald mußte der Pastor kommen. Der einzige, der über alle jene Dinge Herr wurde und ihnen mit ein paar eleganten Handbewegungen die Giftzähne ausbrach. Ein Mann, wie ihn Kroninger brauchte. Nicht als Beichtvater, sondern als Freund, was freilich oft dasselbe ist. Und als Kartengenossen natürlich. Wenn er ein Solo verlor, wurde er ärgerlich . . . ja, das war Driesners schwache Seite. Aber sonst und in anderen Dingen? Die Milde selbst. Die Verzeihung selbst. Kein eifernder Verdammer, kein Höllenprophet. Unter seinem sanften, alles erklärenden Zuspruch schlummerten die bissigsten Gewissensregungen ein wie ein Kind beim Sang der Mutter, und alle Dinge, auch die fürchterlichsten, kriegten ganz andere Gesichter, schrumpften zu harmlosen Erscheinungen zusammen und verschwanden dann, wie sich ein kläffender Kettenhund in die dunkle Hütte zurückzieht. Es war aber gar keine mystische Beschwörung dabei, sondern das ganze gab sich nur als eine wohldurchdachte Interpretation der „harten Tatsachen dieses Lebens, dessen Notwendigkeiten wir nicht auszuweichen imstande sind".

Auf der Kanzel wußte Pastor Driesner nichts von den harten Tatsachen des Lebens. Dort kannte er nur das reine, unverfälschte Gotteswort, wie die Bibel es übermittelte. Dort verkündete er die von allen irdischen Schlacken befreite Moral, und neben ihm stand stets der Erzengel Gabriel mit dem feurigen Schwert.

Er — der Pastor — peitschte gern die „toten Seelen" aus ihrem Starrkrampf auf und heizte die Hölle mit Pech und Schwefel. Ein Lehrer hatte ihm den Titel „das Vergrößerungsglas" gegeben und war deshalb gemaßregelt worden. Aber das Wort blieb, und wenn Pastor Driesner einmal wieder besonders heftig den Untergang von Klein-Klettow geweissagt hatte, dann freuten sich die Bauern nachher in der „Blauen Blume" und sagten: „Hüt het he wedder siene grötste Brill ophat." Denn sie hatten das moderne Sodom und Gomorrha in voller Anschaulichkeit vor ihren Augen liegen sehen.

Kroninger aber beschlich zuweilen das Gefühl, als habe der Pastor zwei Brillen: eine vergrößernde für den Sonntag und eine verkleinernde für den Alltag. Und dann war es mit der Macht des freundschaftlichen Wortes vorbei, und die alten Geschichten fingen wieder von vorn an, das heißt von dem Augenblick, wo er sich auf das Kanapee mit den Messingknöpfen gesetzt hatte . . .

Der Amtsvorsteher trank den dritten und vierten Kognak und sah durch das geöffnete Fenster auf die Veranda hinaus, von wo er Tritte hörte. Frau Regina Therese arrangierte den Kaffeetisch. Sie stellte hohe Vasen mit blühenden, duftenden Blumen hin, füllte die Schalen mit feinem Gebäck und setzte die flachen Kaffeeschälchen zurecht.

Kroninger warf noch einen Blick auf seinen Schreibtisch, klappte das Tintenfaß zu, nahm Zigarren und Kognak aus dem Wandschrank und trug sie nebst Aschbechern, Streichhölzern und Karten hinaus. Und während die Uhr im Nebenzimmer in langsamen, vollen Tönen drei schlug, kam Pastor Driesner die Treppe zur Veranda herauf — etwas schneller als sonst. Und fast zu gleicher Zeit kam auch das Mädchen mit der Kaffeekanne. Diese Zusammenkünfte funktionierten wie ein tadelloses, geölltes Maschinenwerk.

Der Pastor vergaß heute, Regina Therese so andächtig wie sonst zu begrüßen. Er warf den Ueberzieher ab, nickte nur flüchtig und ließ sich dann stöhnend in einen Armstuhl fallen, während er mit großen Augen nach der Pappelallee starrte.

„Sie sehen verstört aus, Herr Pastor," sagte Regina Therese. „Ist Ihnen etwas begegnet?"

Er wischte sich umständlich den Schweiß vom Gesicht: „Die Hitze! Die Hitze! Ich glaube, ich habe eine Halluzination gehabt."

Der Amtsvorsteher verzog das Gesicht. Er hatte eben nach dem Tor geblickt und auch eine Halluzination gehabt.

Regina Therese lachte: „Das müssen Sie erzählen, Pastor."

„Hm!" Er streifte Kroninger mit einem bedenklich forschenden Blick. „Ich habe die Moorbäuerin gesehen."

„Die Wittkow?" Der Amtsvorsteher fuhr ärgerlich auf. „Warum denn Halluzination? Die Alte läuft in schönster Realität mit ihrem klapprigen Gebein herum."

Driesner sah ihn ernst an: „Ich sagte: die Moorbäuerin!"

Kroninger setzte das Kaffeeschälchen mit Heftigkeit auf die Untertasse: „Es gibt keine Moorbäuerin mehr!"

„Du bestätigst es also selbst, Amtsvorsteher: Es gibt keine Moorbäuerin mehr, und ich habe sie gesehen."

„Faxen! Wortklauberei!"

„Werdet nur nicht nervös," mahnte Frau Regina.

Eine Weile schwiegen alle, sahen in ihre Kaffeetassen, tranken einen Schluck und aßen mechanisch von dem feinen Gebäck.

Pastor Driesner sah hin und wieder unauffällig und argwöhnisch zur Pappelallee hinüber. Auch Kroninger mußte zuweilen seinen Kopf wenden, trotzdem er sich mit allen Kräften dagegen sträubte.

Frau Regina suchte nach einem harmlosen Gesprächsstoff. Dann aber fiel ihr ein, daß ja das Mädchen vorhin ganz unglaubliche Dinge berichtet hatte, Dinge, die Frau Regina mit einem überlegenen, vornehmen Lächeln abgewehrt.

„Habt Ihr schon von dem albernen Gerücht gehört?"

„Welchem Gerücht?"

„Es ist lächerlich. Sie sagen: der Klapperstorch sei ins Moor gekommen."

„Ja, auch mir ist so etwas zugeflüstert worden," sagte der Pastor.

„Ihr seid heute recht humoristisch aufgelegt." Kroninger machte gar kein humoristisches Gesicht. „Wer soll denn niedergekommen sein? Die Moorblume etwa?"

Regina und der Pastor nickten. Und dieser sagte: „Unmöglich ist es jedenfalls nicht. Habt Ihr ihren Hut gesehen?"

„Oh," Kroninger freute sich, dem Pastor eins versetzen zu können, „dieser Hut sah aus wie eine Kirchenglocke."

„Spotten wir nicht. Die Kirche wird sich, wenn das Gerücht sich als wahr herausstellt, jedenfalls mit der Sache beschäftigen müssen. Das dritte uneheliche Kind hier im Dorf in einem halben Jahre!"

Der Amtsvorsteher war zugleich Standesbeamter. Deshalb fragte Regina: „Ist Dir denn noch nichts gemeldet worden?"

„Nein. Aber das beweist nichts."

Frau Regina fiel etwas ein. Sie machte ein entsetztes Gesicht: „Es wäre riesig fatal für uns!"

„Für uns? Was geht es uns an?"

„Haben wir nicht das Mädchen nach Berlin gebracht? Aber ich habe sie wirklich genugsam ermahnt, Pastor. Es wäre eine kolossale Undankbarkeit von dem Ding."

Driesner nickte: „Diese Undankbarkeit soll ein eigenes Kapitel in dem Strafgericht bilden, das ich demnächst abhalten werde. . . . Hm!" Auch ihm fiel es erst jetzt ein: „Und ich habe der Mutter zugeredet, das Mädchen ziehen zu lassen."

„Ja, das geht wieder über uns her!" Frau Regina schlug einen weinerlichen Ton an. „Du sollst sehen, Eberhard!"

„Wir meinten es jedenfalls gut," sagte Driesner.

Der Amtsvorsteher schlug mit der flachen Hand auf den Tisch: „Ja, Eure verdammte Vor- und Rücksicht ist an allem schuld! Jetzt wird man zeitlebens nicht mit der Sippe fertig! Hätt' ich die alte Hexe doch damals einfach 'rausgejagt aus dem Moor, wie ichs wollte. Aber Ihr mit Eurer Christenpflicht und solchem Schnack! Diese feigen Kompromisse! Die ganze Familie taugt nicht für eine anständige Gesellschaft! Schon dieser aufgeblasene Tropf, der Vater! Erinnert Euch nur, als ich damals auf dem Kanapee in der „Blauen Blume" saß . . ."

Frau Regina tätschelte ihm die Hand: „Beruhige Dich doch, Eberhard."

Aber er hätte sich nicht beruhigt, wenn sein Blick nicht zufällig auf den Pastor gefallen wäre. Der hatte sich bald erhoben, den Oberkörper und Kopf vorgestreckt, und starrte mit großen Augen in die Allee hinein.

„Die Moorbäuerin!"

„Also war es doch keine Halluzination!" Driesner ließ sich auf seinen Sessel fallen und nahm die Kaffeetasse.

Aber er führte sie nicht zum Munde.

Er saß wie Kroninger und Frau Regina mit geradeaus gerichteten Augen da und schwieg.

Alle schwiegen, bis Frau Wittkow herangekommen war. Sie sah nicht rechts und links. Sie kam auch nicht zur Veranda empor, trotzdem sie den Weg von früher her kannte. Sie ging die steinerne Treppe zum Hausflur hinauf, klopfte an die Tür des Amtszimmers und trat hinein.

Der Amtsvorsteher hatte sich, als sie unten vorbeiging, mechanisch erhoben, und auch Frau Regina war aufgestanden. Die da kam, war wirklich die Moorbäuerin. Wenigstens hatte Frau Wittkow sich das beste Kleid aus ihren guten Tagen hervorgesucht — und das kannten sie im weißen Hause, wenn der Rock nun auch zu weit um die hochaufgerichtete, magere Figur hing und gar nicht passen wollte zu dem verarbeiteten, braunen Gesicht, zu den dunklen, knochigen Händen.

„Ihr müßt mit hineinkommen," sagte Kroninger mit merkwürdig heiserer Stimme.

Sie taten es. Und alle Schlaffheit fiel vom Pastor ab. Sein Gesicht erhielt den Kanzelausdruck. So, als ob plötzlich der Erzengel Gabriel neben ihn getreten wäre.

Frau Wittkow stand schon im Amtszimmer hinter der Barriere, als sie eintraten.

Kroninger erhielt die Empfindung, daß eine alte, längst vergangene Zeit dort wie ein Gespenst stand, um Rechenschaft von ihm zu fordern. Aber er riß sich zu einem Amtston, der freilich etwas unnatürlich klang, zusammen: „Sie wünschen, Frau Wittkow?"

„Ich will ein Kind anmelden."

Der Pastor trat vor: „Es ist also wirklich wahr, daß Ihre Tochter uns einen Bankert ins Dorf gebracht hat?"

Sie sah ihm mit ihren brennenden Augen ins Gesicht und sagte ruhig: „Einen Bankert, ja, Herr Pastor."

Der Amtsvorsteher trug die üblichen Angaben ein. Dann fragte er: „Wie soll das Mädchen heißen?"

„Regina Therese . . ."

Der Amtsvorsteher warf die Feder hin und sprang auf. Die Tinte spritzte über das Buch.

Frau Regina gab einen kurzen Schrei der Ueberraschung und Empörung von sich und legte jäh ihre Hand auf Driesners Arm.

Der Pastor war nun ganz Erzengel.

Kroninger trat dicht an die Barriere: „Wenn Sie hierhergekommen sind, um uns zu beleidigen . . ."

„Nein. So soll das Kind heißen. Oder können wir es nicht taufen, wie wir wollen?"

„Frau Wittkow!" Der Pastor hob eine Hand. „Wenn Sie von diesem Namen nicht Abstand nehmen, so taufe ich das Kind überhaupt nicht."

Sie sah ihn ein Weilchen an. „Wenn Sie es nicht tun, Herr Driesner, so wird es ein anderer tun. Und wenn es kein anderer tut, so bleibt das Kind ungetauft. Der Herrgott wird's das arme Wurm ja nicht entgelten lassen."

„Lästern Sie nicht!"

„Wer lästert hier, Herr Pastor?"

Kroninger drängte seinen Freund zurück und sagte mit gewaltsam erzwungener Ruhe: „Ich trage diese Namen nicht ein, Frau Wittkow. Es ist ganz offensichtlich, daß Sie uns kränken wollen."

„Dann werde ich mich beschweren."

„Meine vorgesetzte Behörde wird mir recht geben, wenn sie die näheren Umstände erfährt. Es ist ein Racheakt, es ist Bosheit von Ihnen!"

Und Frau Regina Therese trat mit einem weichen, bittenden Ausdruck im Gesicht heran und legte eine Hand wie schmeichelnd auf den Arm der ehemaligen Freundin: „Nehmen Sie doch Vernunft an. Sie blamieren mich ja in der ganzen Umgebung, wenn Sie dem Kinde meine Namen geben. Ich bitte Sie."

Kroninger zog seine Frau zurück.

„Sie bitten? Ich hab auch mal gebeten. Wissen Sie's noch, Herr Amtsvorsteher? Als Sie die Hypothek gekündigt hatten. Und was war die Antwort?"

Der Pastor hob wieder die Rechte: „Rühren Sie die alten Geschichten nicht auf! Nennen Sie zwei andere Namen — oder ich werde von der Kanzel über diese ganze Angelegenheit sprechen."

„Wollen Sie nicht auch über den Vater des Kindes sprechen?"

„Gewiß. Der Verführer soll nicht vergessen werden. Ich erwarte Ihre Tochter, sobald sie ausgehen kann, und werde Aufklärung fordern. Denn sie ist ein Kind meiner Gemeinde."

„Und werden Sie auch Aufklärung von dem Vater des Kindes fordern?"

„Wenn er für mich erreichbar ist, selbstverständlich."

Frau Wittkows Augen glänzten boshaft: „Er ist erreichbar."

„Ich verbürge mich dafür, daß Pastor Driesner — nicht wahr, Herr Pastor? — die Sache nicht öffentlich zur Sprache bringt, wenn Sie zwei andere Namen nennen," sagte Regina Therese.

„Er wird es nicht tun, Frau Kroninger." Auch diese erhielt einen boshaften Blick.

In Pastor Driesner dämmerte etwas. Er entließ den Erzengel Gabriel und schrumpfte zu seiner normalen Figur und Haltung zusammen. „Es wird sich ja gewiß ein Weg finden lassen, die Angelegenheit in aller Güte zu erledigen. Setzen Sie sich doch, bitte, Frau Wittkow."

Da lachte Frau Wittkow auf, so höhnisch und grell wie einige Tage vorher, als sie ins Moor hinausschrie.

Jetzt klopfte sie mit ihren Knöcheln hart auf die Barriere: „Also Regina Therese, Herr Amtsvorsteher — wie seine Großmutter."

Nur Driesner begriff es gleich.

Der Amtsvorsteher fragte: „Welche Großmutter?"

Und Frau Regina sagte: „Sie heißen doch nicht so."

„Aber Sie!"

Und nun war es natürlich klar wie der Tag, was Frau Wittkow meinte. Regina Therese sah sie einen Augenblick mit großen, erschreckten Augen an, sank in einen Sessel und begann zu schluchzen.

Der Amtsvorsteher gab nur einen kurzen Laut des Erstaunens und Schreckens von sich,

und zog es dann vor, Frau Wittkow den Rücken zu kehren und mit qualvoller Miene auf seinen Schreibtisch zu starren. Dann nahm er nacheinander den Löscher, den Federhalter, den Tintenwischer und schleuderte sie auf den Tisch. Und er hätte auch noch den Briefbeschwerer nachgeschickt, wenn ihn nicht dessen Schwere zur Besonnenheit gebracht hätte. So begnügte er sich damit, ihn mit einem heftigen Knall auf die Schreibplatte zu setzen. (Fortsetzung folgt.)

Die Frau im mittelalterlichen Handwerk.

Von Alwin Ade.

Wirtschaftsführung, die erhaltende und verwaltende Tätigkeit im Hause, war die Hauptaufgabe der Frau der Vergangenheit, wie sie die der Gegenwart ist. Neben dieser Tätigkeit aber lag oder liegt eine andere ebensosehr auf den Schultern der Frau, die gütererzeugende. Und nicht nur im steigenden Maße in der Gegenwart, sondern auch in der Vergangenheit.

Bei den Germanen ist diese gütererzeugende Tätigkeit der Frau uralt. Arbeit jedweder Art galt dem germanischen Gemeinfreien als Schande, und er bürdete sie daher seiner Frau und seinen Töchtern und den Sklaven beiderlei Geschlechts auf. Während der germanische Mann zur Wirtschaftsführung und zur Erhaltung des Hausstandes nichts beisteuerte als die Erträgnisse der Jagd und seiner Kriegs- und Beutezüge, sorgte die Frau für Feld, Stall, Haus und Herd, war Arbeiterin, Wirtschaftsführerin, Haushälterin und Erzieherin der Kinder zugleich. Nicht der Mann ernährte damals die Familie, sondern die Frau. War der Mann, der pater familias, überhaupt zu Hause, so lag er auf der sprichwörtlich gewordenen Bärenhaut.

Als der Uebergang zur Feldwirtschaft bei den Germanen vollzogen worden, war die Sorge für diese nunmehr Aufgabe des Mannes geworden. Immer aber blieb noch ein großer Teil der Landwirtschaft, namentlich die gesamte Viehzucht, den Frauen überlassen. Dazu kam neben der Arbeit in Küche und Keller, im Garten usw. noch eine Unmenge sonstiger wirtschaftlicher Aufgaben und Pflichten. Neben Backen und Brauen war besonders die Besorgung der Gewandung, von der Schafschur und der Flachsbereitung an bis zum Weben, Färben, Schneiden, Nähen und Sticken ausschließlich Sache der Frau. Und zwar in allen Kreisen der Bevölkerung. An dieser Aufgabe war die Fürstentochter und Fürstengattin im gleichen Maße beteiligt wie die Frau und Tochter des letzten Stammesangehörigen. An den Fürstenhöfen wurden unter direkter Leitung der Fürstin und ihrer Töchter nicht nur die notwendige Kleidung für Mann und Söhne, sondern auch noch für die gesamte Gefolgs- und Dienerschaft angefertigt. So bereitet Chriemhild im Niebelungenliede mit ihren Mägden den ausziehenden Recken das notwendige Gewand.

Natürlich wurde zu einer solchen Tätigkeit dann alles herangezogen, was dem Hofe irgendwie dienstpflichtig war: die weiblichen Angehörigen der Ministerialen sowohl als die der Hörigen. So entstanden an den Höfen der Fürsten und an den höheren Kirchensitzen in den Genitien (Frauenwerkhäusern) wirtschaftliche Arbeitsstätten, die nicht nur sehr zahlreiches Personal beschäftigten, sondern auch große Mengen von Gütern und Waren erzeugten. Sogar schon eine Art Prämienlohnsystem findet sich in der Betriebsweise jener Genitien, denn im Iwein wird ein „weregadem" geschildert, in dem 300 als Kriegszins hineingegebene Mädchen für den Verkauf arbeiteten und von jedem Pfunde Gewinne 4 Pfennige für ihren Unterhalt erhielten.

Das benötigte Material zu diesen frühmittelalterlichen Großbetrieben lieferten nicht nur die eigenen Flachsfelder und Schafschuren der fürstlichen und kirchlichen Fronhöfe, sondern auch die Hörigen und Zinsleute durch die ihnen zu diesem Zwecke auferlegten Abgaben. So empfahl zum Beispiel Karl der Große in seinem Cap. de villis den Verwaltern seiner Meierhöfe auf das dringendste, die Genitien ja rechtzeitig mit Flachs, Wolle, Scharlach, Waid, Wollkämme, Karden usw. zu versorgen, damit dort keine Arbeitsstockung eintreten könne.

An den großen fürstlichen und kirchlichen Fronhöfen bildete sich dann auch im Laufe der Zeit zuerst das System der regelmäßigen Arbeitsteilung aus. So entstanden die hofhörigen Arbeiterkategorien der Bäcker, Fleischer, Schmiede, Gold- und Silberarbeiter usw., aber auch die weiblichen der Spinnerinnen, Weberinnen, Stickerinnen usw.

Als dann die Hofhörigkeit des Handwerkes abgelöst wurde durch die bürgerliche Selbständigkeit, als sich das Handwerk in Zünfte gliederte, konnten diese naturgemäß zunächst nicht daran denken, die Frau von der errungenen Selbständigkeit auszuschließen. Hatte doch unter der Hofhörigkeit die Frau Schulter an Schulter mit dem Manne gearbeitet, wie es denn kein hofhöriges Handwerk gegeben haben wird, in dem nicht auch Frauen irgendwie von dem Fronherrn beschäftigt worden wären. Aus dieser historischen und wirtschaftlichen Entwickelung heraus galt die Aufnahme der Frau in die Zunft anfänglich als etwas ganz Selbstverständliches, obschon gleich von allem Anfange an in der Zunftbewegung der Keim zur egoistischen Ausschließlichkeit der Männerarbeit schlummerte. Solange übrigens die Zünfte in den Städten sich dem Patriziate gegenüber trotz wirtschaftlicher Erstarkung in politisch ohnmächtiger Stellung befanden, solange die Zunft nichts anderes war als eine ausschließlich wirtschaftliche Organisation, konnten diese Bestrebungen es auch gar nicht zu einer größeren Entfaltung bringen. Schon deshalb nicht, weil das Patriziat in seinem eigenen Interesse jedes zu schnelle Wachsen des zünftigen Machtbewußtseins im Handwerke hintenan hielt und nicht die geringste Ursache hatte, den egoistischen Bestrebungen der Zünfte durch Ausschluß der Frauenarbeit Vorschub zu leisten.

Bei der primitiven Technik des damaligen Handwerkes war die Frau auch in einer ganzen Reihe von Gewerben in bezug auf Leistungsfähigkeit dem Manne mindestens ebenbürtig, abgesehen davon, daß sie ihn auf dem Gebiete, das seit altersher ihre ureigenste Domäne gewesen, der Textilindustrie, bedeutend übertraf. So fand die Frau bei Ausübung der Handwerkstätigkeit außer der Leistungsfähigkeit keine Schranken, denn alle die so fein ausgeklügelten Schutzbestimmungen zur Niederhaltung der Konkurrenz, die das spätere Handwerk mit so vielem Raffinement geschaffen, waren damals noch vollständig unbekannt. Von Lehrzeit, Gesellen- oder Meisterstück und anderem mehr war noch keine Rede. Als Meister galt, wer die Handwerkstechnik soweit beherrschte, daß er mit seinen Leistungen hinter seinen Fachgenossen nicht zurückblieb, als Geselle derjenige, der die Ansprüche seines Meisters auf die notwendigen Handreichungen und Hilfsleistungen zu erfüllen imstande war. Ein besonderer Gesellenstand war übrigens damals noch gar nicht vorhanden. Der Sohn oder die Tochter erwarben sich die notwendigen Handwerkskenntnisse für gewöhnlich vom Vater oder der Mutter, um sich dann so schnell als möglich selbständig zu machen. Dieser formlose Uebergang zur Selbständigkeit findet sich teilweise noch bis zum 14. Jahrhundert. Noch 1400 setzten z. B. die Straßburger Weber fest, jeden ohne weiteres, ohne Lehrlingszeit in die Zunft aufzunehmen, der nach dem Urteil der Fünfmannen redlichen Herkommens sei.

Als aber in dem sich rapid entwickelnden Handwerke mehr und mehr das Bedürfnis nach geschulten Hilfskräften und erfahrenen Gesellen wuchs, gelangte auch in den meisten Zünften die Forderung einer zu absolvierenden Lehrzeit zum Durchbruch. Die Leistungen des Handwerkes verlieften sich, und um dessen Ansprüche erfüllen zu können, bedurfte es schon einer sorgfältigeren, systematischen Vorbildung.

Die Forderung einer Lehrlingszeit galt für beide Geschlechter. Ganz allgemein sagt das alte Augsburger Stadtrecht vom Jahre 1276 in dieser Beziehung: „wer sein Kind ein Handwerk läßt lernen, es sei Sohn oder Tochter, was Lohn dem verheißt, kommt es zu klagen, das soll ein Burgvogt richten, als die Schuld beschaffen ist". Bei den Pariser Nadelmachern muß zum gleichen Zeitpunkte der Lehrling, er sei Bub oder Mädchen, bei Zahlung eines Lehrgeldes von 60 Schillingen 6 Jahre, ohne Lehrgeld aber 8 Jahre lernen. Die Weber zu Speyer bestimmen 1360, „der hier ist oder herkommt und Halbtuch wirken will, soll den Webermeistern geben ihr Recht, ... und welcher unter ihnen eine Lehrtochter lehren will, soll der Zunft ein Pfund Wachs geben" (wie beim Lehrling). Ebenso die von München ausgangs des 14. Jahrhunderts: „wer Webermeister oder Meisterin ist, der soll haben, ob er will, einen Lernknecht und eine Lehrdirne und nicht mehr".

Obgleich natürlich das männliche Geschlecht unter den Lehrlingen und Gesellen im allgemeinen weit überwogen haben wird, dominierte in manchen Orten und manchen Gewerben das weibliche Element, ohne daß das Handwerk selbst ein ausschließliches Frauenhandwerk war, doch derart, daß in den Zunftvorschriften nur von ihm die Rede ist. So heißt es in der Kammacherordnung von Striegau (Schlesien) vom Jahre 1358: „kein Kammeister darf mehr wie vier Kämmerinnen (Wollkämmerinnen) haben". Und die Pariser Leinwandhändlerordnung vom Jahre 1316 erklärt, daß ein jeder Leinwandhändler so viel Gehilfinnen haben kann, soviel er will, wenn diese nur 6 Jahre gelernt haben und arbeiten können.

Die Zünfte aber, die sich nur aus Frauen rekrutierten, wie in Paris die Seidenspinnerinnen, Seidenweberinnen, Damenhauben- und Almosentaschenmacherinnen, in Köln die Garnmacherinnen usw., nahmen dagegen nur weibliche Lehrlinge auf. Die letzteren mußten 6 Jahre lernen, und keine Meisterin durfte mehr als drei Mägde oder Lohnwerkerinnen halten.

Die Zahl der Gewerbe, die im 13. und 14. Jahrhundert männliche und weibliche Lehrlinge und Gehilfinnen aufweisen, beschränkt sich dabei keineswegs nur auf solche, die der Natur ihres Betriebes nach besonders für das weibliche Geschlecht geeignet waren. Denn wir finden Frauen im Handwerke, sei es im Lohndienste oder in selbständiger Stellung, z. B. in Köln bei den Fleischern, in den mittelrheinischen Städten bei den Bäckern (in Frankfurt a. M. 1352 und 1377), in Straßburg und Köln bei den Gürtlern, in Bremen bei den Riemenschneidern, in Nürnberg bei den Lohgerbern, in Lübeck 1360 bei den Bernsteindrechslern, in Rothenburg a. T. bei den Schuhmachern usw.

Den stärksten Beschäftigungsgrad erreichte die Frauenarbeit natürlich auf dem Gebiete der Textilindustrie. Die Weberei war zwar seit dem 12. Jahrhundert ein eigenes Gewerbe in Männerhand, indessen blieben die Vorrichtungsarbeiten, das Wollkämmen, Spinnen, Garnziehen, Spulen usw. fast überall noch lange Zeit in den Händen der Frauen. Es bestand deshalb an vielen Orten nicht nur ein zahlreiches weibliches Arbeitspersonal in der Woll-

weberei im Lohndienste, sondern es finden sich auch verhältnismäßig viele Frauen dort als selbständige Mitglieder der Zunft, z. B. in Bremen, in Köln, Dortmund (bis 1542), Danzig, in den schlesischen Städten, in Speyer, Straßburg, Ulm und München.

Die gleiche Stellung wie in der Woll-, behauptete die Frau auch in der Leinenweberei. Zunächst war die Leinenweberei das einzige Gewerbe, das durch den Zunftzwang niemals ausschließlich hinter die Stadtmauern hatte gebannt werden können, sondern auch auf dem Dorfe noch als selbständiges Handwerk fortdauerte. War auf dem Lande die Mitarbeit der Frau besonders stark, so fehlte sie ebensowenig in den Städten. In Hamburg konnten z. B. 1375 Frauen beim sogenannten „schmalen Werke" selbständig werden. In Straßburg steuern Leineweberinnen zu den Zunftlasten 1430, in Frankfurt a. M. zu gleichem Zwecke 1428 bei.

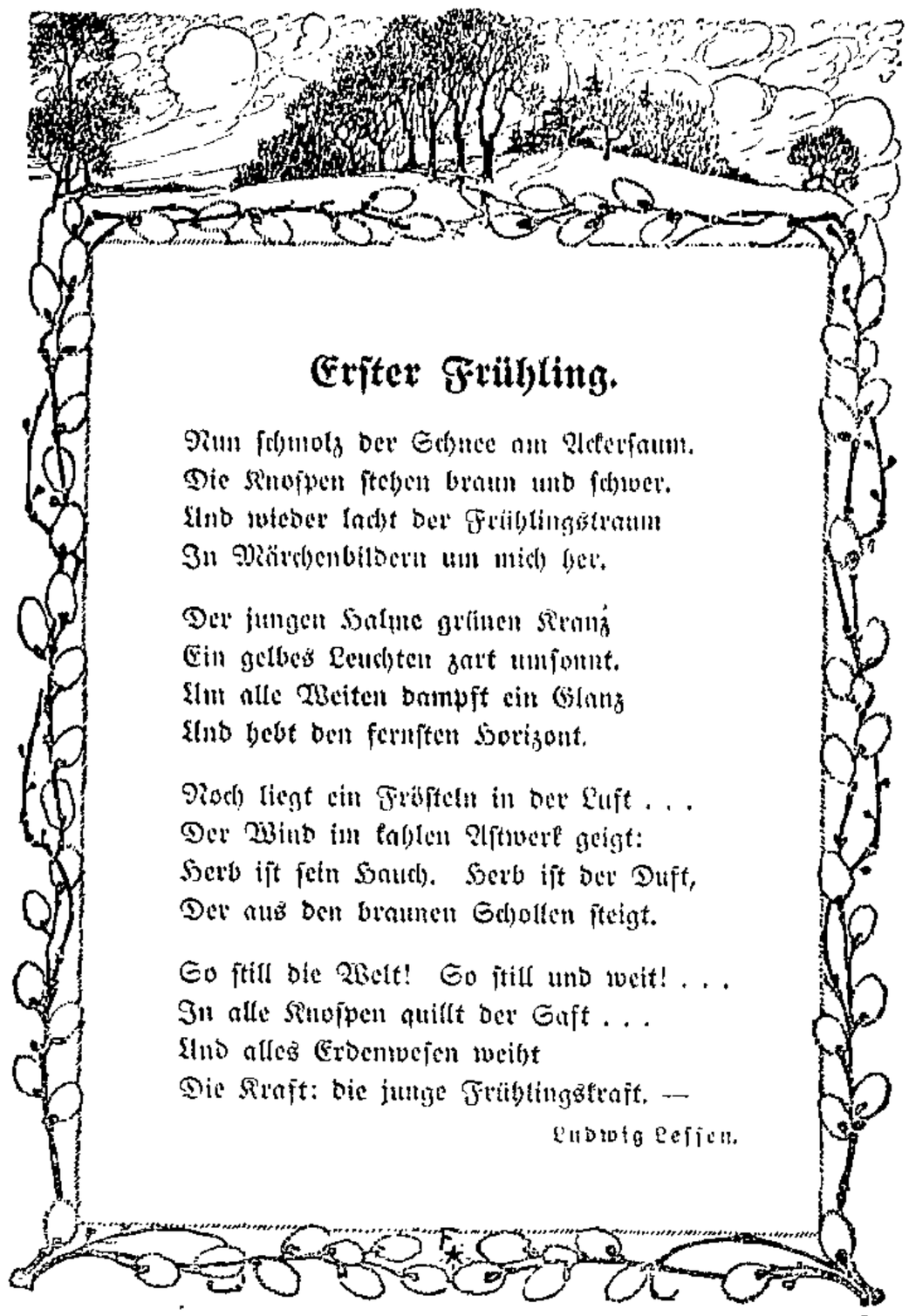
Wesentlich ungünstiger war merkwürdigerweise das Verhältnis der Frauen- zur Männerarbeit im Schneidergewerbe. Schon beim ersten Auftreten der Schneiderzünfte arbeiteten die Schneiderzünfte nicht bloß alle Arten von Männerkleidern, sondern auch die Frauengewänder, ja sie hatten selbst die ganze Weißzeugnäherei. Nicht eine einzige nur aus Frauen oder vorwiegend aus Frauen bestehende Zunft findet sich in diesem Gewerbe, das doch einst so vollständig und ausschließlich in der Hand der Frau gewesen war. In diesem Handwerke, das sich ja um soviel leichter der zünftischen Beaufsichtigung entziehen konnte als jedes andere, kam es auch zu den ersten ernsthaften Streitereien zwischen männlichen und weiblichen Arbeitern. Nicht nur daß die Schneider den Frauen nur ganz bestimmte Arbeiten im Handwerk zukommen lassen wollten, z. B. anfangs des 14. Jahrhunderts in Köln nur das Arbeiten von Frauengewändern, gestrickten Wappenröcken und Untergewändern, sondern es setzten auch die Versuche der Schneider recht frühzeitig ein, um die Heimarbeit im Schneidergewerbe soviel wie möglich zu beschränken. Je mehr sich das mittelalterliche Handwerk zu dem System der qualifizierten Arbeit durchrang, um so störender mußte die Mitwirkung unqualifizierter Arbeiter, d. h. solcher, die keine ordnungsmäßige Lehrzeit durchgemacht oder überhaupt dem Zunfteinflusse entzogen waren, von den selbstsüchtigen Meistern empfunden werden. Diese lag bei der Heimarbeit ganz besonders nahe.

An und für sich war die Heimarbeit im frühen Mittelalter außerordentlich verbreitet. Schon damals war die Frau in irgendeiner Form gezwungen, auch ihrerseits zu den Kosten des gemeinsamen Haushaltes beizusteuern. So trägt z. B. eine königliche Handwerksordnung der Almosentaschenmacherinnen zu Paris vom Jahre 1299 als Bestätigung und Anerkennung die Unterschrift von 123 im Handwerke beschäftigten Frauen und Mädchen.

Von den in dem genannten Handwerk beschäftigten Ehefrauen waren die Männer Kürschner, Faßbinder, Harnischmacher, Maurer, Tischler, Schneider usw. Und ebenso ein Statut der Pariser Seidensticker und -Stickerinnen vom Jahre 1316, das von 12 Männern und 81 Frauen unterzeichnet ist. Unter den Frauen befinden sich solche von Kürschnern, Steinschleifern, Badern, Goldarbeitern, Faßbindern, Pergamentern usw. Alle in der Heimarbeit oder sonstwie beschäftigten Frauen müssen aber das Handwerk ordnungsmäßig gelernt haben.

Im Schneidergewerbe handelte es sich jedoch in den weitaus meisten Fällen gar nicht um qualifizierte Heim- oder Mitarbeit, sondern mehr um gelegentliche Hilfsleistungen von Personen, die dem Handwerk selbst fremd waren. Gegen diese suchte sich die Zunft zu wehren. Sie konnte natürlich nicht daran denken, die Mitarbeit der Familienangehörigen, der Schwestern, Frauen und Töchter, zu verbieten, aber wenigstens die Arbeit des Hausgesindes, vor allem der Mägde, suchte sie soviel wie nur möglich zu beschränken. Daher erklärt die Ordnung der Mainzer Schneider vom Jahre 1362: „es soll auch ein jeder Meister haben einen Knecht und einen Knaben (die Frauen und Mädchen erscheinen schon als stillschweigend ausgeschlossen), dazu mag er seine Frau, Kinder, Magd zum Nähen verwenden". Im Jahre 1392 wird diese Bestimmung schon schärfer präzisiert: „nur seine Kinder, seinen Tochtermann und eine Magd, die ihm sein Essen macht und was er zu besorgen hat, und danach mag sie ihm nähen". In dieser Fassung wurde der Beschluß auch von den Schneidern von Frankfurt, Speyer und den übrigen 28 Orten des rheinischen Schneiderkartells übernommen. Die Lübecker aber bestimmen 1370, daß wohl die Ehefrau des Meisters, nicht aber die Magd ihm nähen darf.

(Schluß folgt.)



Erster Frühling.

Nun schmolz der Schnee am Ackersaum.
Die Knospen stehen braun und schwer.
Und wieder lacht der Frühlingstraum
In Märchenbildern um mich her.

Der jungen Halme grünen Kranz
Ein gelbes Leuchten zart umsonnt.
Um alle Weiten dampft ein Glanz
Und hebt den fernsten Horizont.

Noch liegt ein Frösteln in der Luft . . .
Der Wind im kahlen Astwerk geigt:
Herb ist sein Hauch. Herb ist der Duft,
Der aus den braunen Schollen steigt.

So still die Welt! So still und weit! . . .
In alle Knospen quillt der Saft . . .
Und alles Erdenwesen weiht
Die Kraft: die junge Frühlingskraft. —

Ludwig Lessen.

Die Wasserernte.

Von Fritz Skowronnek.

Im Vorfrühling wird das Wasser lebendig. Der laue West schmilzt den Schnee am Bergeshang, und am Tage zehrt ihn die Sonne. Erst stehlen sich kleine Wasserfäden den Berg hinab, die schnell heranwachsen wie ein Riesenkind. Denn aus jeder Furche, aus jeder Erdspalte kommt reichlicher Zuschuß. Jetzt schäumt der Schwall gurgelnd zu Tal, trübe sind seine Fluten, aber geschwellt von strotzender Lebenskraft.

Das Wasser ist lebendig geworden. Es dringt hinein in den Acker, zu den Wurzeln der Bäume und Sträucher, weckt sie aus ihrem Winterschlaf und füllt sie mit neuem Lebensmut. Es steigt hinauf durch den Stamm zu den Aesten und tritt in die Knospen, daß sie aufwachen und die Sonne erblicken, die freundlich lächelnd auf sie herniederschaut.

Auch im Wasser ist es lebendig geworden. Zwar liegt noch Eis auf dem See, aber die Oberfläche sieht schon grau und verwittert aus. Die Sonne hat es in lange, dünne Kristalle zerspalten, die nur noch durch die Wucht der Trägheit zusammengehalten werden. In der Nacht kommt der Frost, der dem heranstürmenden Frühling das Feld nicht räumen will, und kittet sie wieder zusammen. Doch bald wird der starke Bundesgenosse des Frühlings kommen, der stürmische Südwest, und wird die traurigen Ueberbleibsel des Winters zertrümmern, daß sie in der Tiefe versinken oder am Ufer zu Bergen sich aufhäufen. Auf dem Feld zieht schon der Landmann mit dem Pflug die Furchen durch das schwarze, nasse Erdreich. Hoch über ihm im Himmelsblau jubiliert die Lerche, die Sängerin des Vorfrühlings.

Die Fische, die im Winter meist in beschaulicher Ruhe tief am Grund der Gewässer ihre Tage verbracht haben, beginnen zum Ufer zu drängen. Dort hat das Schmelzwasser bereits das Eis weggezehrt. Dort finden sie das Wasser gesättigt mit frischer Luft, die ihnen in der letzten Zeit unter der festgeschlossenen Eisdecke schon zu mangeln begann. Für sie naht jetzt die Zeit der Reife. Selbst jene, die sonst ungesellig leben, wie der Hecht, vereinigen sich friedlich zu größeren Scharen. Ruhelos streicht die Hochzeitsgesellschaft umher und sucht den geeigneten Platz zur Feier. Das ist die Zeit, in der die Landbevölkerung des deutschen Ostens die Ernte des Wassers für gekommen hält.

Unsere Fischwirtschaft ist noch jung. Erst nach dem Jahre 1870 ist der Deutsche Fischereiverein entstanden, der sich in den ersten Jahrzehnten der Pflege der Edelfische, der Salmoniden und Coregonen, zuwandte. Vor ganz kurzer Zeit hat man endlich die Notwendigkeit erkannt, die vielen hunderttausend Hektar, die wir in Norddeutschland an Seen und Flüssen besitzen, zu hegen und zu pflegen. Und jetzt ringt sich auch die Erkenntnis durch, daß der Betrieb auf ganz andere Grundlagen gestellt werden muß. Bislang werden die Seen in großen Losen an Unternehmer verpachtet, die den Absatz der Fische dort suchen, wo sie den höchsten Preis erzielen; das ist in Rußland oder in den deutschen Großstädten.

Die Anwohner der Seen sind von dem Ertrag, der natürlichen Hilfsquelle ihres Landstrichs, gänzlich abgeschlossen. Ja in den letzten Jahren hat sogar eine Bewegung eingesetzt, die den bäuerlichen Grundbesitzern die Berechtigung, zu Tisches Notdurft zu fischen, abnehmen will. Die Instleute der Bauern und Gutsbesitzer und die freien Tagelöhner sind gänzlich von dem Ertrag der Gewässer ausgeschlossen. Und gerade für diese Aermsten der Armen bedeutet das Fischgericht, das sie nachts unter Zittern und Zagen aus dem See holen, eine wesentliche Verbesserung ihres Lebensstandes. Sie warten alle mit Sehnsucht auf die Zeit der Wasserernte. Von altersher lebt in ihnen noch die Erinnerung

Frühlingstag. Nach einem Gemälde von Carl Hartmann.

an die Tage, da sie gegen eine geringe Abgabe das Wild im Wald, den Fisch im Wasser jagen durften. Das erklärt die Tatsache, daß Strafen für Holz- und Fischdiebstahl, für Wilddieberei dort im Osten niemand entehren. Sie bedingen nicht einmal einen Zweifel an seiner sonstigen Ehrenhaftigkeit, sie hindern niemand, in der Gemeinde ein Ehrenamt zu bekleiden. Andernfalls wäre man an manchen Orten in Verlegenheit, die Aemter der Schöffen oder gar des Nachtwächters, der das Eigentum seiner Mitmenschen zu schützen hat, zu besetzen.

Die erste Beute ist immer der Hecht, der am frühesten zu laichen beginnt. Sobald Sonne und Wind das Eis an den Rändern der Gewässer aufgezehrt haben, erscheinen die Hochzeitsgesellschaften in den offenen Wasserstreifen. Mit Vorliebe treten sie in Gräben oder kleine Bäche ein, die in den See münden, und ziehen dort weit hinauf. Meist wird ein großer Rogener von mehreren kleinen Milchnern begleitet. Das ist die Zeit, in der die Dorfbewohner mit Speer und Drahtschlinge zum Fang ausziehen.

Ein mühseliges, nasses Vergnügen! Still und leblos liegt die Natur da. Ueber dem schmalen Wasserspiegel am Rand des Sees kräuselt der leichte Wind die Wellen, daß sie wie Katzenpfötchen über das Wasser laufen. Nur auf wenige Minuten findet die Sonne Gelegenheit, die Erde anzulächeln. Dann beginnt es im Wasser zu brodeln. Von den heftigen Schwanzschlägen der laichenden Fische schlagen runde Kreise auf, die an Größe zunehmen, bis sie allmählich verzittern.

Leise schleicht der Fischräuber hinzu. Die Kälte des Wassers darf ihn nicht schrecken. Mit erhobenem Speer muß er manchmal minutenlang bis zu den Knien im Wasser stehen, denn die Fische vergessen selbst in diesem Augenblick nicht die Vorsicht. Endlich kommt wieder die Sonne hervor, sofort beginnt es überall zu brodeln. Dicht bei ihm, kaum drei Meter entfernt, steht eine Laiche in seichtem Wasser. Mit sicherem Wurf wird der Speer geschleudert und meistens der große Rogener getroffen. Die kleinen Milchner fahren wie ein Bündel Blitzstrahlen nach allen Seiten auseinander.

Viel leichter und amüsanter ist es, den Hecht in den Gräben mit der Drahtschlinge zu fangen. Wie oft haben wir Schule und Elternhaus über der Lust des Jagens vergessen! Vorsichtig, Schritt für Schritt, jeden Busch als Deckung benutzend, wie die Indianer auf dem Kriegspfad, schlichen wir den Graben entlang. Ganz hinten hatten wir eine Laiche stehen sehen. Unsere Waffe war ein leichter Holzstab, an dessen Ende die Schlinge aus dünnem, biegsamem Draht hing. Schien die Sonne sehr hell, dann war der Fang leicht. Hinter einem Strauch gedeckt, wartete man, bis das Bündel Hechte herankam. Die Schlinge hing schon im seichten Wasser, so daß der größte hineinstrich, ohne eine Ahnung der Gefahr zu haben. War die Schlinge bis über die Brustflossen geglitten, dann wurde sie mit einem heftigen Ruck zugezogen, und ehe er sich's versah, lag der Fisch auf dem Trockenen. Mitunter wurde auch ein Spiegel zu Hilfe genommen. Der Fisch wurde geblendet und stand augenblicklich still. Dann konnte man ihn beim Ueberstreichen der Schlinge sogar leicht berühren, ohne daß er davonschoß.

Die Forstbeamten machen sich noch jetzt das Vergnügen, in den kleinen geschlossenen Waldseen, für die kein Fischereigesetz gilt, die Hechte mit Schrot zu schießen. Diese Jagd ist weitaus ergiebiger und leichter als mit dem Speer, denn man kann ziemlich weit hinschießen. Das Hineinwaten in die kalte Flut läßt sich jedoch nicht vermeiden, weil die Hechte durch den Aufschlag der Schrote nur betäubt sind und bald wieder davonschwimmen, wenn man sie nicht schnell in seine Gewalt bringt.

Die Hauptgeräte der Wildfischer sind das Stellnetz, der Sack, die Gant und die Klepp. Das Stellnetz ist die einfache Netzwand, die oben und unten durch eine dünne Leine, die Simme, Halt erhält. Durch Schwimmer an der oberen, durch Bleigewichte an der unteren Simme wird das Netz im Wasser ausgerichtet. In der Dunkelheit stößt der Fisch darauf und bleibt mit einer Flosse oder den Kiemen hängen. Bei der nächsten Bewegung hakt er neue Maschen an, die ihn vollends festhalten. Der Sack ist ein über Reifen gespannter walzenförmiger Netzkörper, an einem oder beiden Enden mit einer trichterförmig sich verengenden Oeffnung versehen, die dem Fisch wohl den Eintritt, aber nicht das Entweichen gestattet. Das Gerät wird oft noch mit Flügeln versehen und durch lange, dünne Holzstangen am Boden des Gewässers festgespießt. Die Anwendung dieser Netze ist für den Raubfischer ziemlich gefahrlos. Er versenkt sie bei hereinbrechender Dunkelheit in das Wasser und hebt sie mit der Beute noch vor Tagesgrauen wieder heraus. Mit besonderer Vorliebe bedient sich die Landbevölkerung im Osten der Gant, auch Staknetz genannt. Das ist ein sinnreich konstruiertes Fanggerät. Denn über die einfache Netzwand des Stellnetzes sind von beiden Seiten noch großmaschige Garnwände aus stärkeren Fäden gezogen. Stößt nun der Fisch, der mit dem Sturgel, auch Bollkeule genannt, getrieben wird, auf das Netz, so fährt er ungehindert durch die erste großmaschige Wand, stößt die mittelste enge Wand vor sich her durch eine große Masche der dritten und sitzt in einem Beutel gefangen, der ihn an jeder Bewegung hindert.

Fast jeder Tagelöhner hat ein oder zwei Gauten. Mehrere zusammen besitzen den dazu gehörigen Kahn, der mit einer sich stetig vererbenden Fertigkeit aus dünnen Fichtenbrettern gebaut wird. Dieses schmale, niedrige Fahrzeug verdient mit vollem Recht den Namen Seelenverkäufer. Und doch wagen sich die Männer auf die vom heftigen Wind gepeitschten Wogen der großen Landseen hinaus. Je stürmischer und finsterer die Nacht, desto besser. Der heftige Wellenschlag verheißt auf den seichten Stellen reichen Fang an Weißfischen und Barschen, die Finsternis schützt vor dem Aufseher.

Die beiden Ruderer, die ein kurzes Handruder führen, knien im Kahn, um nicht das Gleichgewicht bei den hastigen, schnellen Bewegungen zu gefährden, der dritte, der das Netz bedient, sitzt auf einer niedrigen Bank. Die drei, vier Netze, die ausgestellt werden sollen, liegen quer vor ihm über beide Bordränder. Sie sind so sorgfältig verlesen, daß sie trotz des schnellen Anlaufens sich nicht verheddern. In einem weiten Bogen wird das Netz vor dem Röhricht des Ufers aufgestellt, Anfang und Ende nahe dem Rand. Dann ergreift der vorderste den Sturgel und scheucht mit heftigen Stößen die Fische zur Tiefe. Plumpsend und gurgelnd steigen die Luftblasen, die das ausgehöhlte Ende des Gerätes hinabreißt, aus dem Wasser empor, nach allen Seiten spritzen die Tropfen hoch in die Luft, während der Kahn von den anderen beiden Insassen schnell hin- und hergerudert wird. Nicht selten ist der Fang so reich, daß das Netz sich wie ein weißschimmernder Berg im Kahn auftürmt. Nun gilt es, die Beute zu bergen. Der Kahn wird in das Rohrdickicht tief hineingeschoben, hastig wirren die Hände in der Dunkelheit das Netz auseinander und lösen die Fische aus den Maschen. Noch ein- oder zweimal wird der Fang wiederholt, dann geht es in schneller Fahrt nach dem Dorf zurück. Die Netze werden einzeln in den Wald getragen und an der rissigen Borke der Kiefern zum Trocknen aufgehängt, die Fische werden geteilt. Müde und hungrig kehren die Männer in ihre Kate zurück, sehnsüchtig von den Frauen erwartet. In einer halben Stunde ist ein starkes Gericht geschuppt, gereinigt und zubereitet. Als Gewürz dient meistens der Meerettich, der in großen Massen in jedem Garten längs des Zaunes angepflanzt ist. Die größten Fische werden ausgesucht und in einen Korb gepackt. Damit wandert die Frau noch vor Tag zur nächsten Stadt, wo sie willige Abnehmer findet. Ein ganz eigenartiges Gerät ist die Klepp. Sie besteht aus einem dicht und fest gestrickten Sack von sechs bis acht Meter Länge, der durch Schwimmer an der oberen und durch Senker an der unteren Seite im Wasser geöffnet gehalten wird. Dazu gehören lange Zugleinen, die von den Männern aus billigem Material hergestellt werden. Entweder nimmt man Richtstroh dazu oder die langen, weichen Seitenwurzeln der Kiefern, die in dünne Streifen zerspalten und fest mit sechs bis neun Strähnen geflochten werden. Die fehlenden Flügel werden durch lange und sehr dünne Fichtenbrettchen ersetzt, die von dem Sack aus dicht auf der Zugleine angebunden werden. Das Netz wird auf einen Kahn verpackt und auf die Tiefe gefahren. Die eine Zugleine läuft vom Ufer aus, wo sie der Gefährte abhaspelt. Mit der zweiten kehrt der Bootsfahrer zum Land zurück. Sofort wird nun der Sack schleunigst zum Ufer herangezogen und seiner Beute entledigt.

Es kommt selten vor, daß die Raubfischer mit diesem Gerät von dem Aufseher überrascht werden. Entweder ist man durch sichere Nachricht über den Verbleib des Aufsehers beruhigt, denn der Beamte kann nicht, wie der Masur sich drastisch ausdrückt, mit einem Paar Beinen zu gleicher Zeit auf sieben Hochzeiten tanzen, er kann nicht alle gefährdeten Stellen seines Reviers zu gleicher Zeit überwachen. Oder man stellt nach allen Seiten Wachposten aus. Ein schriller Pfiff: rücksichtslos schneiden die Fischer ohne Besinnen die Zugleinen durch, das Netz sinkt langsam nach der Tiefe, lautlos fliehen die Männer durch die Dunkelheit zum nahen Wald . . .

Ist die Gefahr vorüber, dann wird das gesunkene Netz mit einem kleinen Anker aufgefischt, die Leinen werden zusammengeknüpft und fröhlich geht das Fischen weiter.

Das eigenartigste Gerät, das nur die Wildfischer im Osten kennen und anwenden, ist die Kosa. Wer es zum erstenmal sieht, wird kaum glauben, daß man damit in stillen, warmen Sommernächten große Fischmengen erbeuten kann. Es besteht aus zwei etwa sechs Meter langen und ein Meter hohen, mit engem Netz bezogenen Holzrahmen, die an der einen Schmalseite durch Scharniere verbunden sind. Damit werden zeitig im Frühjahr die Brassen gefangen, die sich zum Laichen auf dem flachen Ufer drängen, später im Jahr die Schleie und Karauschen, nicht selten auch ein Hecht, der einen Raubzug in das seichte Wasser unternommen hat. Trichterförmig wird das Netz von zwei Männern watend gezogen. Am Scheitelpunkt geht der Dritte. Nach fünfzig, sechzig Schritten werden die beiden Rahmen aneinander gebracht, das Gerät wird flach auf die Seite gelegt und so an das Ufer getragen. Es ist wunderbar, daß die Fische trotz der langsamen Vorwärtsbewegung der Männer nicht aus dem Bereich dieses einfachen Geräts zu entkommen vermögen.

Wieviel laichreife Fische alljährlich von den Raubfischern weggefangen werden, wieviel Brut damit vernichtet wird, das entzieht sich jeder Schätzung. Es ist ein schlechter Trost, daß diese Wasserernte den Aermsten der Armen zuteil wird. Deshalb wird eine gesunde Fischwirtschaft darauf gerichtet sein müssen, gerade diesen Bevölkerungsschichten einen Anteil an dem Ertrag ihrer heimatlichen Gewässer auf gesetzlichem Wege zu sichern. —

Leberecht, der Besenbinder.

Eine Dorfhumoreske aus der Oberlausitz. Von E. Schubert.

Es ist Sonntag früh und die milde Frühlingssonne ladet zu einer echten und rechten dörfischen Sonntagsfeier ein. Durch die laue Luft stehlen sich verschwommene Klänge von Kirchenglocken; die ersten Kirchengänger pilgern die Dorfstraße hinab, das obligate Katzenkrautstöckchen in der Hand tragend. Sonntagsstimmung überall! Auch die „Semmelchriste" humpelt mit geleertem Korb ihrem Häuschen zu, wobei ihre „Säcker", das ist ein am Rock befestigtes langes Leinwandsäckchen, mit Kupfermünzen prall gefüllt, bei jedem Schritt hin- und herschlendert.

Aber nicht überall im Dorfe herrscht diese ruhige Sonntagsstimmung. Im Oberdorfe, auf der kleinen Dorfseite, dort, wo „Zöllners-Leberecht", der Besenbinder, haust, ist reges, werktätiges Leben. Die Fenster seiner Wohnung sind geöffnet und lassen seltsame Töne heraus auf die Straße dringen. Ein Ritschen, Ratschen, dann ein Knacken wie zusammengepreßtes Reisig, dazwischen wohl auch ein lustiger Pfiff, ist zu hören. Leberecht sitzt bei seiner Arbeit. Ihn stört es nicht, daß heute Sonntag ist. An den Herrgott glaubte er wohl, aber zu ihm in der Kirche geht er nicht; sein auf das Materielle gerichteter Sinn zieht Sonntags das Besenmachen vor. Am Sonntag geht ihm die Arbeit immer am besten von der Hand.

An der niedrigen Stubendecke ist ein Strick mit daranhängendem Querholz befestigt. Auf diesem sitzt Leberecht. Der Strick ist oberhalb des Kopfes um ein Bündel Besenreiser geschlungen, wodurch diese scharf zusammengepreßt werden. Geschickt wird das Bündel durch die Schlinge herabgerollt und gleichzeitig über das zusammengepreßte Reisig eine Weidenwiete gelegt. Schnell geht die Arbeit von statten und ein fertiger Besen nach dem andern fliegt in die Ecke.

Leberecht ist nicht klug; zum mindesten sollte er doch das Fenster schließen; denn der dörfische Störenfried, der Distriktsgendarm, hatte schon längst ein Auge auf ihn wegen seiner regelmäßigen Sonntagsarbeit. Ob seiner Schnüffelei war er ja auch im ganzen Dorfe verhaßt. Richtig, da war er schon! Ein martialisches Gesicht mit einem rötlichen Schnauzer lugt durch das offene Fenster dem fleißigen Leberecht zu:

„Heda, Sie, Zöllner, wissen Sie denn nicht, daß heute Sonntag ist?" erklang seine bärbeißige Kommandostimme.

„Gerade hoa'ch oagefang," erwiderte Leberecht ziemlich dreist, denn sein Respekt vor der hohen Obrigkeit ist nicht besonders groß. Selbstverständlich ist er von seinem Reitsitz herabgestiegen, um das weitere zu erwarten.

Der Gendarm steht vor dem Fenster und schreibt in seinem Notizbuche. Leberecht sinnt – anzeigen wird ihn der Gendarm, einen Taler wird er berappen müssen und den Aerger obendrein haben.

Er ist zu dem Gendarm herausgetreten, welcher noch in seinem Buche schreibt.

„Muß denn doas sein, doaß 'e mich glei eischreibe tun?"

„Jaau!" schreit der Gendarm, ohne aufzublicken.

„Kinn' se denn doas ni amol su sein loasse?"

„Nee!" Das „Nee" klingt scharf und schneidend. Der Gesetzeshüter klappt sein Buch zu und geht von dannen. Jetzt fängt Leberecht an zu brüllen: „Nu don schreib'n se. Waige Sie gieh'ch o noa ni bast'ln."

Der Gendarm lacht für sich hin, als er den Zornausbruch des Besenbinders hört. Er kann ihn nicht leiden, weil er sich schon mehr wie einmal in seine Amtshandlungen eingemischt hatte, darum freut es ihn, daß Leberecht heute einmal „eingegangen" ist.

Leberecht ist ein guter Mensch. Seine Menschenliebe wohnt aber nicht, wie bei diversen Verstandsmenschen, hoch oben im Kopf; nein, bei ihm sitzt sie tief im Herzen, fest und unerschüttert, aber gelegentlich gibt sie sich auch durch seine mächtigen Fäuste kund. Das letztere war ja der Grund, warum er mit allen betreßten und unbetreßten Ordnungshütern in Fehde lag.

In Leberechts unverfälschtem Naturgemüt war der Dichterspruch:

„Doch der Menschheit Angst und Wehe,
Fühlet mein gequälet Herz"

zu voller Wirklichkeit gelangt. Nur klang in ihm die dichterische Sentenz etwas anders wieder, nämlich so: „Ich koan kee Unraicht ni leide". Dieser Spruch war seine goldene Lebensregel; mochte er auch noch so wenig reimvoll klingen, dafür war er aber gut und echt und mehr wie einmal hatte er ihn schon praktisch erprobt. Was störte es ihn auch, wenn er bisweilen bei der Betätigung seiner Nächstenliebe selbst zum Leiden kam. Werden doch die besten Menschen oft am ehesten verkannt, und Leberecht am allermeisten.

Leberecht war nicht schön. Eine mittelgroße, kräftige Gestalt, die durch den unförmlichen Kopf mit dem rotblonden Haarschopf nicht besonders verschönt wurde. Seine Ohren standen sehr weit ab, so daß sie aussahen, wie die Henkel an einer Punschterrine. Dazu kam noch das sommersprossige Gesicht. Also ein Adonis war Leberecht nicht; das wußte er auch. Auf sein Aeußeres gab er nichts. Stets trug er eine blaue Schürze, die nie gewaschen wurde. Ebenso hielt er es für eine überflüssige Beschäftigung, die Hosen über die Stiefel zu ziehen und die Strippen der Stiefel in die Schäfte einzustopfen. Der dörfische Fußbekleidungskünstler machte sich nun stets, wenn er für Leberecht ein Paar neue Stiefel zusammenbaute, den Spaß, die Stiefelstrippen sehr groß und aus sehr hartem Leder zu machen. Denn er hatte herausgefunden, daß die großen, seitwärts überragenden Stiefelstrippen und die abstehenden Ohren ein gewisses symmetrisches Bild abgaben.

Trotzdem Leberecht kein Unrecht leiden konnte, und seiner Meinung nach, auch nie einen Menschen Unrecht tat, hatte er doch viele Feinde. Da war vor allem der herrschaftliche Jäger. Nie konnte Leberecht im Walde ungestört Besen schneiden. Denn er hatte sich eine schöne Birkenschonung ausgesucht, die gute Besenreiser lieferte, so konnte er gewiß sein, daß ihn sein Quälgeist bald ausgespürt und verjagt hatte. Mehr als einmal hatte er schon auf der Flucht vor dem Jäger Stricke und Messer in Stich lassen müssen; ja, sogar mit Totschießen hatte ihn der Jäger schon bedroht. War das nicht Unrecht? In Leberechts unverfälschtem Gemüt konnte der Gedanke keinen Platz finden, daß der herrliche Wald einem einzigen Menschen gehören sollte; darum stahl er die zum Besenmachen nötigen Reiser. Also war der Jäger, der den Wald des Reichen beschützte, sein Feind. Als zweiter Feind Leberechts rangierte der Dorfpolizist. Durch ihn hatte Leberecht schweres Unrecht erleiden müssen. Als der Dorfpolizist einst einen alten Handwerksburschen arretiert hatte und sehr grob mit ihm umging, war Leberecht, der nun einmal kein Unrecht leiden konnte, dazwischen gesprungen und hatte einen neuen Besen auf den Rücken des Dorfpolizisten zerdroschen. Dafür mußte Leberecht zwei Wochen in der Stadtvogtei brummen. Das hat er nie verwunden, und sein Glaube an menschliche Gerechtigkeit erhielt einen harten Stoß. Wegen dieses Dorfpolizisten, der jeden arretierten Handwerksburschen erst bitten mußte, nicht wieder auszureißen! Und nun erst gar der Distriktsgendarm. Einen blanken Taler hatte er blechen müssen, wegen des lumpigen Besenmachens am Sonntage!

Tief keimte der Haß gegen den Gendarm in Leberechts Herzen. Und Leberecht war auch ein guter Hasser. Aber er war nicht einer von denen, die der Zorn in jedem Fall zu schneller Vergeltung treibt, im Gegenteil, er paßte sich stets eine Gelegenheit ab, wenn er Wiedervergeltung üben konnte.

Eines Tages hatte sich Leberecht wieder aufgemacht, um im Herrschaftswalde Besenreisig zu schneiden, das heißt, zu stehlen. Es war kein Buschtag und er wähnte den Jäger an diesem Tage weit weg. Bei Exkursionen nach dem Herrschaftswalde nahm er nie den gewöhnlichen Weg dorthin, sondern schlug einen Nebenweg ein, der durch den Gemeindewald nach dem Herrschaftswalde hinüberführte. An diesem Tage glaubte sich Leberecht ganz sicher. Als er den Hohlweg heraufkam und schon die ersten Gebüsche betreten hatte, sah er von weitem eine Frau kommen, welche einen Buschkorb trug. Wer ist denn das? Heute ist doch kein Buschtag? dachte er. Das Kuntscherhann'l war es. Eine stille Liebe von Leberecht, von der aber niemand etwas wußte, nicht einmal sie selbst.

Kuntscherhann'l war eine junge Witwe aus seinem Dorfe, für die er stets die schönsten Besen lieferte, und die immer einige neckende Bemerkungen für ihn übrig hatte, was ihn stolz machte. Daß sie ihn bloß aufzog, merkte der gute Leberecht nicht. Aber was will denn das Hann'l heute im Busch? Heute ist doch kein Buschtag!

Er trat tiefer in das Gebüsch hinein, so daß er nicht gesehen werden konnte. Als sie an ihm vorbeigegangen und unter den Bäumen verschwunden war und ihr roter Kattunrock noch durch das spärliche Laub schimmerte, ging Leberecht langsam nach, aber immer so, daß er nicht gesehen werden konnte. Seine Vorsicht war sehr am Platze. An einer Biegung sah er Hann'l den Weg mit schnellen Schritten hinuntergehen. Aber, was ist denn das? Dort unten steht ja der Jäger, der, als er Hann'l erblickt hatte, mit schnellen Schritten auf sie zuging – und heute ist doch kein Buschtag.

Jetzt gab es für Leberecht kein Halten mehr. Der Jäger hat unterdessen das schmucke Hann'l bei der Hand genommen, und jetzt verschwinden sie miteinander in einem Dickicht.

Das Kuntscherhann'l und der Jäger? Ist das Hann'l so eine? Eine Flut von Gefühlen strömte in Leberecht auf.

Als er langsam umhergeschlichen ist, sieht er wohl des Jägers Büchse an einen Baum lehnen. Unweit davon auch Hann'ls Korb. Aber die Beiden sind verschwunden, als hätte sie die Erde verschlungen.

Leberecht kann kein Unrecht leiden, also hat er schnell des Jägers Donnerbüchse ergriffen und rennt damit fort, als wenn hinter ihm ein Meer von Flammen lohte.

Am oberen Holzschlag, ungefähr eine Viertelstunde von der Stelle entfernt, stehen einige Kiefern, die man der Sämereien wegen stehen gelassen hatte. Dort oben in der Krone der stärksten Kiefer, von unten fast unsichtbar, hängt bald darauf des Jägers Donnerbüchse.

Dann ist Leberecht fort, schnell, schnell hinüber in den Herrschaftswald, um Besenreisig zu schneiden, denn heute stört ihn der Jäger nicht mehr, der lief gewiß den ganzen Gemeindewald ab, um sein Schießgewehr zu suchen. —

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Frühlingswanderung. Ein schöner Frühlingssonntag in den Bergen! Auf dem blauen Himmel schwammen lustig einige Wölkchen, prächtig angemalt von der Sonne. Wie riesige Schwäne ruderten sie dahin und ließen die fröhlich jubilierenden Lerchen, die ihnen nacheilten, tief unter sich. Am Bergeshang pflügte ein Bauer seinen Acker. Dem Boden entstieg ein herber Dunst, der sich mit den würzigen Düften naher Wälder zu wunderbar belebendem Wohlgeruch mischte. Alles Lebende wurde gleicherweise von ihm erquickt und aufgeheitert. Und so zog ich denn lustig dahin, durch einen Wald hochragender Fichten. Der war eifrig dabei, sich in Frühlingsstaat zu werfen. An den Zweigenden lugten neugierig frische Triebe hervor und hoben sich anmutig ab vom dunklen Grün des alten Nadelkleides. Mit seinen neuen Besätzen sah es äußerst vorteilhaft aus, und stolz darob rauschten die alten Tannen im Morgenwinde. Sie schienen sich auch von den Schrecken des überstandenen Winters zu erzählen, an den manch abgeknickter Stamm erinnerte. Viele Zweige bedeckten den Boden und zeugten für den Druck des weißen Winterpelzes, der ihnen zu stark geworden. An sehr sonnigen Stellen lag noch Schnee. Aber dicht daneben an sonnigeren Plätzen zeigten Schneeglöckchen die Herrschaft des Frühlings an.

Weiter ging's!

Ein Buchenhain nahm mich auf. Die bräunlichen Blattknospen waren zwar schon ziemlich groß geworden, aber nur vereinzelt hatten sie sich geöffnet und prangten im Schmucke eines zarten, weißen Flaumes. Die Stämme ragten ruhig, stolz empor: silbrige, graugrün gesprenkelte Säulen, und waren gleichsam Träger des klaren, blauen Himmelsgewölbes über mir. Die Sonne malte auf dem vom vorjährigen Laube braungefärbten Boden Mosaikbilder, indem sie den Schatten des Baumgezweiges auf die Erde warf.

Ein freundlicher Hirte wies mir auf meine Frage den Weg ins Tal. Bald stand ich jenseits eines trennenden Bergwalls und kletterte durch Eichenwald hinab zum Fluß. Welchen wundervollen Anblick boten die Waldesriesen! In ungeheuerlichen Windungen, bald nach unten, bald seitwärts, dann wieder empor, kreuz und quer durcheinander waren die Aeste ausgestreckt und verflochten zu undurchdringlichem, unentwirrbarem Netzwerk. Noch war hier kein grünes Blatt zu sehen. Die unregelmäßig tief gefurchten und mit glänzend grünem Moos und Flechtengestrüpp bekleideten Eichenstämme badeten im prächtigsten Sonnenschein. Die milde Frühlingssonne brachte die stämmigen, unterschiedlichen, knorrigen Gestalten der verwetterten Bäume zur vollsten Geltung. Es war, als ließe die Natur eine mächtige Schaffenskraft an ihnen walten, die alles im Umkreise verkleinerte und erniedrigte und sie zugleich kräftiger, wuchtiger, hoheitsvoller machte.

Um die Herrscher des Waldes ein glänzender Feststaat! Ein mit unzähligen Sternen weißer und blauer Anemonen bestickter Laubteppich deckte den Boden. Schneeglöckchen und leuchtend gelbe Himmelsschlüssel brachten mannigfache, liebliche Muster hervor! Einige Birken, die sich auf Lichtungen angesiedelt hatten, waren Hofdamen von sonniger, duftiger Schönheit. Ihr Frühjahrsgewand in leichtem, hellem Grün hob sich prächtig ab von ihren rotbraunen Zweigen und schneeweißen Stämmen. Es umfloß sich gleichsam als zarter, durchsichtiger Schleier. Dies brachte eine unbeschreibliche Lieblichkeit in die Landschaft, eine Schönheit, die jeden Augenblick in Duft, in Nebel zu zerfließen drohte. Die Nachbarschaft mit den eisgrauen, massigen Eichen hob die Jugendlichkeit ihrer flockigen, zierlichen Erscheinung noch ganz besonders hervor und schuf ein Bild unauslöschlichen Eindruckes!

Nur schwer entzog ich mich seinem Zauber.

Mittag war schon lange vorüber, als ich mein Ziel erreichte. Frühlingsblumen schmückten in buntem Flor den Talgrund. Veilchenduft durchdrängerte die Luft. Die Ufer des Flusses waren mit Bändern lilafarbener, weißpunktierter Blumen gesäumt, auf denen Wassertropfen blitzten und blinkten. Das muntere Gewässer tollte in lustigen Sprüngen in seinem felsübertrümmerten Bette dahin. Hier prallte es tosend an riesigen Steinblöcken an und zerschellte zu funkelnden Tropfenwolken. Da stürzte es in breitem Silberschwall über eine Felsstufe, die unter Siegespforten von Regenbögen lag. Nun floß es eine längere Strecke ruhig murmelnd und plätschernd dahin. Allmählich aber ward sein Lauf schneller und unruhiger, bis es endlich in prächtig gewölbtem Bogen in einen meterticfen Abgrund sprang, in dessen Tiefe er aufbrodelte und wallend schäumte. Der Sturz wandelte die grünen Fluten des Flusses in weißen Schaum und erschreckt darob hüllten sie sich in eine Wolke strahlend funkelnden Wassernebels. Doch die Sonne lachte so freundlich, ein lindes Lüftchen wehte so sanft, daß das Bergwasser bald wieder sein smaragdenes Gewand umtat, an Farbe wetteifernd mit dem ersten jungen Gras. Ihr weißer, flimmernder Schaumperlenschmuck schimmerte schöner als die Kätzchen der blühenden Weiden. Einige finstere, mürrische Erlen peitschten die fröhlichen Wogen mit ihren langen Ruten, aber übermütig tänzelten die Gestraften vorbei. An den Pfeilern der Brücke, auf der ich stand, spritzten sie hoch auf und sandten mir Sprühregengrüße, die länger als nötig sich in Erinnerung hielten.

Durch trübes Gewölk leuchtete schon der Abendstern, als ich mein Nachtquartier erreichte. Eine riesige Mahlzeit wartete meiner; — nicht vergebens! Ermüdet von der Wanderung stieg ich gleich ins Bett. Am anderen Morgen, in tiefster Finsternis, zog ich weiter. Ein heftiger Sturm blies von Westen und raste mir toll um die Ohren. Höher hinauf führte der Weg: Freier wurde die Umgebung. Immer fühlbarer die Stöße des Windes, der ein lautes Aechzen und Stöhnen im Walde weckte. Die Bäume erzitterten unter dem Anprall des Orkans, schwankten aber kaum, weil sie ihm keinen Angriffspunkt boten wie im Sommer mit ihrem dichten Blätterkleide. Es war, als ob der Wald dem Winde sehnsüchtig verlangend seine Aeste entgegenstreckte, daß er die letzten Spuren des Winters fortbliese und das keimende Leben in ihnen zur Auferstehung brächte . . . Zuweilen prasselte auch ein heftiger Schauer winziger Eisgraupeln herniederr, die jedoch auf dem Boden schnell schmolzen und ihn mit erfrischendem, belebendem Naß tränkten.

In wild zerrissenen Formen — vielzackige, schwarze, ungeheuere Massen — jagten Wolken am Himmel vorüber. Der östliche Horizont war völlig von ihnen bedeckt, und das toller rasende Element türmte dort immer neue Wolkenwände auf. Dachte es den dämmernden Tag mit ihnen einmauern zu können? Tor! Heller und heller wurde es, bis wie mit Zauberschlag rote Strahlen hinter der dritten Wand hervorblitzten. Lustig durchdrangen Feuerlanzen den riesigen Wall und entzündeten glühende Lichter auf den Bergspitzen, daran das Windgemäuer zerschmolz. Der Sturm hörte auf zu toben. Die Nachtnebel sanken. Der neue Tag begann die Herrschaft. Morgensonne warf Rosenschimmer auf die Erde. Frühling rings umher!

Rüstig zog ich hinein in den frischsonnigen Tag.

b. d.

Ostergebräuche. Mit dem uralten Frühlingsfest, das die Ablösung des Winters durch die lieblichste Jahreszeit markiert, sind noch allerlei Volksbräuche verbunden, deren Beziehungen zum erwachenden Naturleben unverkennbar. Die Kirche, die das Fest zu einem religiösen umprägte, konnte seinen ursprünglichen Charakter als Naturfeier nicht gänzlich verwischen. Eine Hauptrolle spielt in den Osterbräuchen überall das Ei. Gelehrte Querköpfe, die gern in die Weite schweifen, und das Einfache und Nächstliegende übersehen, haben allerlei mythologisch-symbolische Deutungen versucht, vom „Weltenei" und dergleichen phantasiert, worüber schon unser verstorbener Genosse Manfred Wittich sich lustig gemacht hat. Die natürliche Erklärung für das Osterei gibt die Produktivität der Hühner an Eiern mit dem Eintritt der wärmeren Jahreszeit. So entstand der Brauch, zu Ostern besonders die Kinder mit Eiern zu beschenken, namentlich von seiten der Paten.

Allerlei Kinderspiele mit Ostereiern sind noch jetzt in Schwaben weit verbreitet. Beliebt ist namentlich das „Kippen", „Spitzen" oder „Gupfen". Zwei Kinder stoßen hart gekochte Eier aneinander, das eine mit dem stumpfen, das andere mit dem spitzen Ende; dasjenige, welches zerbricht, ist dem Gegner verfallen. Ein anderes ist das „Eierrollen", „rügeln", „schucken", „hungeln". Die Kinder lassen die Eier hintereinander auf einem schiefen Brett herabrollen; wird eines von dem hinter ihm herabrollenden getroffen, so ist es dem Besitzer des letzteren verfallen. „Eierspicken" besteht darin, daß ein Kind ein geschältes und aufgeschnittenes Ei hinhält und ein anderes eine Münze dagegen wirft; bleibt sie stecken, so ist das Ei an den Werfer verloren.

Da und dort ist auch das „Eierlesen" noch üblich. Die erwachsenen ledigen Burschen sammeln zuvor im ganzen Ort Eier ein. Am Ostermontag geht der Zug der Burschen samt weißgekleideten Mädchen, mit Szillasträußchen in den Händen, unter Führung eines Festordners und zweier Vorreiter auf eine Wiese, wo inzwischen die gesammelten Eier herumgelegt werden, jedes vom anderen um einen Schritt entfernt. Ein Bursche als „Bajas" (Bajazzo, Clown) verkleidet, muß die zerstreuten Eier in einen Korb oder in die Schürze eines Mädchens sammeln und ein anderer währenddessen eine bestimmte Strecke ablaufen. Wer von den beiden seine Aufgabe zuerst beendet, hat gewonnen. Der andere muß ein Faß Bier bezahlen, wozu die Eier in diverser Form verspeist werden.

Die scherzhafte Fabel, daß der Osterhas die Ostereier legt, weil Frau Lampe um Ostern ihren ersten Wurf setzt, findet in Kinderreimlein reichlichen Ausdruck. Schon am Gründonnerstag und Palmsonntag hört man z. B. in der Salzstadt Hall auf den Straßen: „Has, Has, sitz ins Nest, jetzt kommt bald das Osterfest." Man beschenkt einander auch mit plastischen Hasen aus Teig oder Zuckerwerk und nennt auch sonstige Ostergeschenke „Osterhase". Als solche beliebt sind auch Brezeln. Bei Neuenburg und Nagold (Schwarzwald) reihen die Burschen die Osterbrezeln für ihren Schatz an eine seidene Kunkelschnur auf. Im Böblinger Bezirk hängt sich der Bursch seiner Liebsten aus Kammerfenster. Ein angebissene Osterbrezel am Fenster bedeutet starken Verdacht gegen die Treue der Angebeteten; eine Gefallene wird boshafterweise mit einer Strohbrezel bedacht. Der Aberglaube treibt auch mit den Ostereiern vielerlei Schnickschnack. Karfreitagseier sollen, nüchtern verzehrt, gegen Bruchverletzungen schützen. Bei Backnang ißt deshalb der Mann in der Frühe ein Gänsei, das Weib zwei Hühnereier. Ein Osterei übers Dach geworfen schützt das Haus vor Blitzschlag. In Kusterdingen bei Tübingen ißt in manchen Häusern jedes Familienmitglied nüchtern vor Sonnenaufgang eine Brezel, ohne ein Wort dabei zu reden, um das Jahr über gesund zu bleiben.

Auch der „Palmesel" hat sich noch nicht völlig überlebt. Im Mittelalter und noch lange hernach wurde in vielen Ortschaften am Palmsonntag eine Prozession veranstaltet mit einem Esel, auf dem ein Priester ritt, um den Einzug Christi in Jerusalem dramatisch darzustellen. In der alten französischen Provinzialhauptstadt Beaubais wurde eine solche Prozession am 14. Januar veranstaltet, dem Tage des heiligen Felix; statt eines Priesters ritt auf dem Esel die schönste Jungfrau der Stadt, aufs kostbarste gekleidet, mit einem leibhaftigen Säuglingin im Schoß, zur Erinnerung an Marias Flucht nach Aegypten. War der Zug in der Kirche angelangt, so wurde das Hochamt zelebriert, wobei an manchen Stellen der Eselsschrei nachgeahmt wurde. Der Schlußvers einer eigenen Lied-Einlage zum Preis des Sire Asinus („Herrn Esel[illegible] dicas, Asine („Sage Amen, Esel!"), wobei der darauf abgerichtete Esel niederkniete. Beim Ite missa est (Schlußwort jeder Messe) fügte der singende Priester statt Halleluja dreimal einen Eselsschrei an. Mit Bezug hierauf schrieb Ludwig Pfau von der früheren Kirche:

„Stand auch mit Herrn Jocus (Spaß) aufs beste
Hatt' ihre Narren- und Eselsfeste.
Doch nun sie alt und bresthaft ward,
Griesgram und von schlottriger Art,
Kann sie den Witz nicht mehr vertragen:
Ist ein Beweis von schlechtem Magen."

Den lebendigen Esel vertrat später vielfach ein aus Holz geschnitzter Palmesel. Statt der Palmen, die dem in Jerusalem einziehenden Christus gestreut worden sein sollten, streute man auf den Weg blühende Weidenzweige mit den wolligen „Kätzchen", die auch jetzt noch Palmkätzchen heißen. Von den alten hat sich nur noch die Palmenweihe erhalten. Der „Palmen" (wie man sagt), blühende Weidenzweige, auf hoher Stange befestigt, mit Goldpapier überklebt und mit Heiligenbildern und Papierfähnchen geschmückt, werden am Palmsonntag in die Kirche getragen und vom Priester geweiht. Alles drängt sich dazu, wer zuletzt kommt, wird als „Palmesel" verspottet. Der „Palmen" wird dann in die Gartenecke gestellt, um den Garten vor Hagel zu schützen. Am Ostermorgen wird er ins Haus getragen und auf den Söller oder in den Stall gestellt, zum Schutz gegen Blitzschlag. Auch in nicht katholischen Orten werden zu diesem Behufe Palmkätzchen unter das Dach gestellt.

Der Brauch, eine Strohpuppe oder sonst einen Popanz, unter fröhlichem Aufzug der Jugend, zu verbrennen, zu ersäufen oder zu vergraben — als Sinnbild des beendigten Winters —, sonst am Fastnacht üblich, wird vielfach erst am Weißen Sonntag (nach Ostern) ausgeführt, so namentlich in den slavischen Gegenden Mährens.

Gleichfalls ein Osterbrauch in Mähren und auch in Schlesien ist das sogenannte „Schmeckostern". Die ledigen Bursche ziehen durch das Dorf mit einer aus Weiden geflochtenen, bändergeschmückten Gerte, womit sie den Mädchen ihre Zuneigung durch Verabfolgung etlicher Streiche beweisen, wogegen sich diese mit geheuchelter Entrüstung zur Wehr setzen, was zu drolligen Szenen führt. Die Bursche werden dafür mit Eiern und Käschen beschenkt. st.

Nachdruck des Inhalts verboten!

Verantw. Redakt.: L. Salomon-Lessen, Berlin (Niederschönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg. — Rotationsdruck: Vorwärts Buchdruckerei, Berlin SW 68.